

Diesmal schlägt Jesus im Evangelium einen Ton an, den wir, wenn überhaupt, lieber mit Johannes dem Täufer als mit einem sanften und friedfertigen Jesus verbinden möchten. Er ist aber höchstwahrscheinlich O-Ton Jesu. Er konnte durchaus auch zornig und scharf sprechen. Nicht selten sind es Dinge, an denen wir gewöhnlich achtlos vorbeigehen, die Jesus ärgern.

Diesmal reagiert er auf die neuesten Schreckensnachrichten aus den damaligen Medien über Katastrophen und Gräueltaten: uns nicht näher bekannte Galiläer wurden von Pilatus brutal umgebracht, und ein eingestürzter Turm soll unschuldige Menschen unter sich begraben haben.

Es gibt zwei reflexartige Meinungen, die damals wie heute oft das willkommene und reizvolle Entsetzen begleiten, und die in den Augen Jesu nicht bloß unnütz, sondern auch verzerrend und verdeckend sind, und die deshalb von ihm kritisiert werden:

1. Die erste ist die ebenso weit verbreitete wie zynische Auffassung, wer Unglück hat, sei selber daran schuld: jene Galiläer z.B. hätten Unruhe gestiftet, seien zu weit gegangen.
2. Die zweite ist eine Spielart des Sündenbock-Syndroms, dass man durch eine Strafe, die andere trifft, sich selbst als entlastet sieht; ich bin ja nicht verwickelt.

Dazu kommt während der Suche nach Verantwortlichen ein endloses Reflektieren und Auswalzen der Gründe und Umstände: Ja, der brutale Pilatus; die schlechten Bauherren, oder die fahrlässigen Bauarbeiter des Turms usw.

Dieselben Phänomene können wir unter uns auch mit unseren Schreckensnachrichten unserer Zeit beobachten, sei es die Corona-Misere, der Ukraine-Krieg, oder der Missbrauchs-Skandal.

Jesus bewegt aber etwas anderes: Das Unglück, das die anderen getroffen hat, soll alle zur Einsicht in die eigene Situation führen. Jeder ist betroffen, niemand ist von Sünde und Versäumnis frei, jeder bedarf der Korrektur und der Umkehr.

Jesus ringt um offene Ohren, um Aufmerksamkeit und einen Vertrauens-Vorschuss, damit er Zuhörer und Unterstützer findet.

Unsere Weltsichten und Glaubenswelten sind aber gewöhnlich schon lückenlos zusammengetakelt, sodass wir nur noch Bestätigung und nicht Korrektur, Zustimmung und nicht Kritik suchen.

Wir sind gewohnt, ständig zu urteilen, die Schuld oder Unschuld zu verteilen - über uns und andere; dadurch verlieren wir aber den Blick auf etwas Wesentliches oder sogar auf das Wesentliche.

Die Umkehr, zu der Jesus ruft, ist also zuerst die Überwindung der eigenen Unbarmherzigkeit, die durch das Unglück anderer sich entlasten will, und dann die Anerkennung der eigenen Erlösungsbedürftigkeit. Die Drohung, die Jesus ausspricht,

unterstreicht den Ernst der Mahnung: Die Sünde tötet in einem sehr tiefen und ernstesten Sinn, die Sünder sterben doch an ihren eigenen Untaten; die Idee, nur die anderen seien schuld, ist Gift. Aber ebenso wäre Gift, die Sünder abzuschreiben und aufzugeben. Mit dem Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum dreht Jesus den Blick um: So nötig die Umkehr auch ist, so geduldig müssen die sein, die sie fordern. Der Zeitfaktor spielt eine große Rolle. Es muss eine letzte Frist geben, sonst wird alles immer so weitergehen. Aber solange sie währt, gibt es die Möglichkeit der Umkehr. Ja, sogar: Damit es sie gibt, wird die Zeit geschenkt und die Frist verlängert.

Jesus scheint nicht von den Katastrophen beunruhigt zu sein, weder vom menschengemachten Bösen noch vom natürlichen Übel. Er ist vielmehr durch die Behäbigkeit des Glauben-Wollens, die Halbherzigkeit des Umkehrwillens und das vorschnelle Aburteilen gelähmt. Der Feigenbaum bringt keine Frucht - schon seit drei Jahren, wie es im Gleichnis heißt.

Es ist erstaunlich, dass mit diesem Gleichnis Jesus nicht den mahnenden Zeigefinger hoch und noch höher hält, sondern noch einmal den Blick wendet. Es wird nämlich nicht dem Feigenbaum gut zugeredet: „Streng dich jetzt bitte endlich an!“ Der Baum, das Gottesvolk, die Kirche kann die Früchte nicht aus eigener Kraft bringen. Gefragt ist der Gärtner, der die Umstände so gestaltet, dass der von Natur aus gute Baum wieder die Früchte bringt.

Die Ratzinger-Preisträgerin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, Teilnehmerin beim Synodalen Weg, hat neulich ihre Erfahrungen im Rahmen eines Vortrags zusammengefasst. Mit ihrem differenziert kritischen Blick sieht sie die alles entscheidende Frage der aktuellen deutschen kirchlichen Realität darin, wie wir über die Kirche und ihre Aufgabe denken. Ich zitiere aus ihren Worten, weil sie den Zustand der Unfruchtbarkeit und auch deren Heilung meines Erachtens präzise zum Ausdruck bringt:

„Die Kirche ist dazu da: Brücke zu bauen vom Unvermögen des natürlichen Menschen zu den beunruhigenden Forderungen Christi. Forderungen, die über jedes Menschenmaß hinausgehen: dazu gehören die Verschärfungen der mosaischen Gebote: die Liebe zum Feind, die Drohung gegen den Reichtum, aber auch die Wehrlosigkeit und Sorglosigkeit im Blick auf eine väterliche Hand. All das findet seinen Gipfel im Gebot: vollkommen zu sein wie der himmlische Vater. Eine absurde Forderung, käme er nicht aus dem Munde Jesu. Seit Pfingsten, seit ihrer Geburt greift die Kirche das Unmögliche an. In der Vitalität, die zwischen Jesus und der Kirche schwingt, vibriert der Geist zwischen dem Unmöglichen und der schrittweise versuchten Umsetzung ins Mögliche. Dazu hat die

Kirche die Gegenwart Jesu in den Sakramenten verbrieft bekommen. Dazu hat sie die Vollmacht, zu binden, zu lösen, zu richten, freizusprechen.

Mühsam und in lächerlich kleinen Schritten vermittelt sie das Ungeheure. Die Behauptung, Kirche sei überhaupt ein unmenschliches System, zerstört die Möglichkeit dieser kleinen und unvollständigen Schritte, sie zerstört auch die notwendigen Reinigungen.

Die Kirche umfasst alles, was die Welt nicht versteht: die uferlose Vergebung, die Gerechtigkeit, die Tiefen Gottes, und diese soll sie verwalten. Also hält sie die Macht Gottes in Händen; diese Hände sind unsicher, wenn nicht sogar vom Verrat gekennzeichnet, leider. Aber aufgetragen ist ihr, Tote zu erwecken: die unschuldig in ihrer Seele getöteten, aber auch die Mörder zu erwecken.“

Soweit eine der klarsten Stimmen der deutschsprachigen katholischen Gegenwart.

Zurück zum Feigenbaum:

Die kurze Geschichte von seiner Unfruchtbarkeit vermittelt letztlich eine überraschend gute Botschaft: Es gibt neben dem Herrn des Weinbergs auch noch den Gärtner, der verspricht, sich um den Baum zu kümmern. Der Gärtner ist der Hauptakteur in diesem Gleichnis, auf ihn kommt es jetzt an.

Aus dem Zusammenhang der anderen Gleichnisse ist klar, dass sich Jesus als diesen Gärtner versteht, und dass jetzt, durch sein Wirken die notwendigen Gartenarbeiten laufen; jetzt läuft die Frist noch, das Jahr, das der Herr ihm zusichert, und das dem Baum eine neue Chance gibt.

Unsere Aufgabe, wenn wir unser Feigenbaum-Dasein und unsere Unfruchtbarkeit annehmen, ist bloß, der Arbeit des Gärtners Raum zu geben, das Umgraben und Düngen zuzulassen und der Jahresfrist nicht entgegenzuwirken.